

Markus Asper

25 Rhetorik als Literatur. Streifzüge durch Handbücher

Abstract: (Ancient) rhetorical handbooks exhibit techniques and strategies that make them part of 'literature'. Mostly by looking at two fourth-century handbooks, Aristotle's *Rhetoric* and Anaximenes' *Tekhnē*, this paper searches for 'the literary' in these texts. I concentrate on four focus points: (i) the construction of several forms of presence, of authors and addressees, that is, of voices; (ii) procedures and problems that come with introducing new terms, especially metaphorical ones; (iii) narratives that are embedded in these knowledge texts and in which authors employ a different register, usually in order to provide certain perspectives to the knowledge presented; and, (iv) and finally, authorial practices that I provisionally sum up as belonging to 'systematicity', that is, practices that aim at identifying the structures of text, knowledge, and objects of that knowledge. When looking at even these few points and passages, we realize that ancient rhetorical handbooks are themselves 'literature'.

Stichwörter: Aristoteles, Anaximenes, Stimme, Präsenz, Literatur, Metapher, Narration, Rahmen, Systematizität, Abschluss (closure), Likymnios, Dionysios von Halikarnass, Quintilian

Keywords: Aristotle, Anaximenes, voice, presence, literature, metaphor, narrative, frame-tale, systematicity, closure, Licymnius, Dionysius of Halicarnassus, Quintilian

Gliederung: 1 Einleitung – 2 Autorpräsenz – 3 Metapher – 4 Narration – 5 ‚Systematicity‘ – 6 Literatur

1 Einleitung

Schon oft ist bemerkt worden, dass die antike Rhetorik nicht nur Produktionswissen von Texten bereitstellt, sondern sich in Richtung einer regelrechten Literaturwissenschaft entwickelt. Doch ist darauf hinzuweisen, dass ‚die antike Rhetorik‘ primär nicht ein irgendwie objektiv gegebenes Lehrgebäude oder gar System ist,¹ sondern uns in konkreten Texten vorliegt, die sich auch unter der Frage betrachten lassen, inwiefern sie selbst ‚Literatur‘ sind. Im Folgenden wird es um diesen Aspekt gehen, d. h. darum, die erhaltenen antiken Rhetorikhandbücher, weit gefasst, selbst als

¹ Doch siehe Schöning/Stöckmann 2013, 196 f.

Anmerkung: Ich danke Frau Eva María Mateo Decabo für vielfältige Hilfe und den Herausgebern für die willkommene Einladung, mich an diesem Projekt zu beteiligen.

literarische Werke zu betrachten. Dies kann hier allerdings nicht flächendeckend oder systematisch, sondern nur anhand weniger Texte und Themen und in der Form eines Streifzugs geschehen. Eine solche Perspektive ist vor dem Hintergrund eines neuen Interesses gerade an den literarischen Zügen antiker Wissenstexte zu verstehen.²

Einleitend sei darauf hingewiesen, dass es nicht selbstverständlich ist, was man als ‚Literatur‘ betrachten kann. Diese Frage wird im literarischen ebenso wie im literaturwissenschaftlichen Betrieb in der Regel übersprungen, da sie offenbar nicht abschließend zu beantworten ist.³ Ich gehe im Folgenden von einem Literaturbegriff aus, der das Literarische als Reaktion auf eine Kontingenz sprachlicher Gestaltung begreift, d. h. als eine Wahl von Ausdrucksmitteln, die nicht rein durch den Gegenstand der Kommunikation bestimmt ist, sondern durch ästhetische oder wirkungsästhetische Gesichtspunkte und Entscheidungen, die durchaus selbst wieder einer bestimmten Semantik dienen können. Spätestens seit den wissenspoietischen Ansätzen der letzten Jahre ist eine Ausweitung des Literaturbegriffs auf Wissensdiskurse aller Art zu beobachten.⁴

Diese Wahl von Ausdrucksmitteln betrachte ich anhand von sechs miteinander zusammenhängenden Bereichen: Zunächst geht es um die Präsenz des Autors im Text, dann um den Gebrauch von Metaphern bei der Beschreibung von Phänomenen. Beispiele, Anekdoten usw. sind Gegenstand kurzer Ausführungen zu den Figurationen des Normativen. Meine Streifzüge enden mit kurzen Ausführungen zu ‚systematicity‘, d. h. dem Interesse des Textes, das dargestellte Wissen als in irgend-einer Hinsicht ‚systematisch‘ zu empfehlen.

2 Autorpräsenz

Während es seit langem Arbeiten zu der Stimme des Dichters in seinem Werk gibt,⁵ sind parallele Untersuchungen zu den ‚Stimmen‘ von Wissensautoren sehr selten.⁶ Für den Bereich der antiken Rhetorikschriststeller stellt Clarks eher essayistische

² Z. B. Asper 2013.

³ Siehe die Einleitung in Küpper 2001, besonders 187 Anm. 2. Küpper betrachtet ‚Literatur‘ als Gegenbegriff zu dem, was er „disziplinäre Diskurse“ oder „Spezialistendiskurse“ nennt, was der im Folgenden vertretenen These entgegensteht, dass Literatur sich von Wissenschaftstexten gerade nicht trennen lasse. Vgl. die grundsätzliche Absage an Definitionen von ‚Literatur‘ z. B. in Jannidis/Lauer/Winko 2009, z. B. 15; Strube 2009.

⁴ Im deutschen Sprachraum verbunden vor allem mit Joseph Vogls Arbeiten, z. B. Vogl 2011, etwa 53 f.; zur Kritik siehe Zelle 2013, 92. Umgekehrt bemüht sich die Literaturtheorie, ‚Interferenzen‘ zwischen Fiktionen und Wissenschaftstexten zu untersuchen, meint aber in der Regel Transformationsphänomene von Wissenschaft in fiktionalen Texten (etwa Klinkert 2010).

⁵ Man denke etwa an Goldhill 1991 oder Marmodoro/Hill 2013.

⁶ Ausnahmen: von Staden 1995 (zu Celsus); Netz 2013, 250 f. (zu antiken Mathematikern).

Untersuchung der „professorial voice“ möglicherweise das beste Vergleichsunternehmen dar.

Autoren rhetorischer Fachliteratur verfolgen verschiedene Intentionen, die sich u. a. im Gebrauch persönlicher Deixis spiegeln. In keinem Fall ist diese Deixis in irgendeiner Weise inhaltlich determiniert, d. h. ihre Wahl ist vollständig von den Intentionen des Autors bestimmt und ggf. von Gattungskonventionen. Es handelt sich um einfache Mittel, binnenliterarische Autorität zu konstruieren. Sie sind bis heute geläufig. Solche Intentionen sind:

(i) Der Autor möchte Adressaten, die real oder auch nur imaginiert sein können, ein bestimmtes Wissen erfolgreich vermitteln. Insofern dieses Wissen abstrakt ist, wird er es vermutlich unpersönlich präsentieren und so tun, als ob die Objekte selbst sprächen. Insofern das zu vermittelnde Wissen praktisch ist, wird er handlungsinduzierende Appelle formulieren. Oft äußert sich das in rezeptartigen Wendungen, deren Adressat ein Du ist.

(ii) Der Autor konstruiert seine Leserschaft als eine Gruppe, deren Mitglied er selbst ist. Das kann im Sinne einer ‚Schule‘ oder einer Tradition geschehen; es können aber auch beliebig größere Gruppen in den Blick kommen. Die Wirkung entsteht in der Regel, indem die Inklusion die eigentlich bestehende Wissenshierarchie verdeckt. Das seit Aristoteles bis heute in der Wissensliteratur omnipräsente ‚Wir‘ ist mit seiner charakteristischen Unschärfe das einfachste Vehikel dieser Konstruktion.⁷

(iii) Der Autor möchte sich selbst als Individuum vor einer Wissenstradition und ggf. auch in Auseinandersetzung mit seiner Konkurrenz profilieren. In der Regel wird er zu diesem Zweck ein prononciertes Ich einführen. Dieses Ich reguliert die Zurechenbarkeit der Wissensbestände, sichert Reputationsgewinn bei bestimmten prestigeträchtigen Operationen oder bietet dem Rezipienten bestimmte, oft professionelle, Rollen an, zur Nachahmung oder zur Vermeidung.

Was auch immer der Status der aristotelischen Schriften genau sein mag, der Gebrauch personaler Deixis macht in der Regel den Eindruck, bewusst organisiert und auf eine gewisse Wirkung abgestellt zu sein. Das zeigt sich auch in der *Rhetorik*, etwa in einer Passage wie der folgenden (Aristot. *Rh.* 1,2, 1358a29–35; Übersetzung angelehnt an Christof Rapp):

καθάπερ οὖν καὶ ἐν τοῖς Τοπικοῖς, καὶ ἐνταῦθα διαιρετέον τῶν ἐνθυμημάτων τὰ τε εἶδη καὶ τοὺς τόπους ἐξ ὧν ληπτέον. λέγω δ' εἶδη μὲν τὰς καθ' ἕκαστον γένους ἰδίας προτάσεις, τόπους δὲ τοὺς κοινούς ὁμοίως πάντων. πρότερον οὖν εἴπωμεν περὶ τῶν εἰδῶν· πρῶτον δὲ λάβωμεν τὰ γένη τῆς ῥητορικῆς, ὅπως διελόμενοι πόσα ἐστίν, περὶ τούτων χωρὶς λαμβάνωμεν τὰ στοιχεῖα καὶ τὰς προτάσεις.

⁷ Ich empfinde die Theater-Metapher, die William Clark in anderem Zusammenhang gebraucht (2003, 50: „The professorial voice speaks as masked chorus“), als sehr treffend für diesen Aspekt der Selbstrepräsentation des schreibenden Wissenschaftlers; vgl. die auf ganz anderen Voraussetzungen beruhende, aber signifikant ähnliche Formulierung Flecks (1980, 157), der den „*pluralis modestiae*“ zutreffend als „verkappte Invokation an das Kollektiv“ bestimmt.

Gerade wie auch in der Topik, so muss man auch hier die spezifischen der Enthymeme unterscheiden und die (allgemeinen) *topoi*, aus denen man sie nehmen muss. Ich bezeichne als ‚spezifische‘ die für jede Gattung eigenen Sätze, als *topoi* die, die allen gemeinsam sind. Erst wollen wir also über die spezifischen sprechen; doch zuerst wollen wir von den Gattungen der Rhetorik handeln, um, nachdem wir auseinandergelegt haben, wie viele es sind, von diesen einzeln die Elemente und die Sätze durchzunehmen.

Aristoteles schildert hier eine Reihe von epistemischen und textuellen Operationen, die alle er als Autor durchführt: Er unterscheidet und definiert die Phänomene, er behandelt sie in seinem Text. Trotzdem formuliert er die Handlungsnorm unpersönlich (*διαίρετέον/dihaireteon*, *ληπτέον/lēpteon*), die Ankündigung integrativ (‚wir‘ wollen sprechen, usw. *λάβωμεν/labōmen*, *λαμβάνωμεν/lambanōmen*). Nur die Definition selbst ist mit einem deutlich auf eine Person hinweisenden Format versehen; und dieses Format wirkt umso stärker, als es auf eine ganz unpersönliche Form folgt (*ληπτέον/lēpteon* – *λέγω δ'/legō d'*). Ganz offensichtlich ist es das Definieren, das als die am meisten reputationsrelevante Operation in eigener Zurechenbarkeit präsentiert wird. Dass Aristoteles nicht nur in der *Rhetorik*, sondern überhaupt, beim Definieren regelmäßig, fast möchte man sagen, formelhaft in die Ich-Form springt,⁸ ist zumindest auffallend und muss Ergebnis eines literarischen Kalküls sein. Es ergibt sich die rhetorische Paradoxie, dass die Ich-Zuweisung selbst standardisiert ist.⁹ Der Autor ist hier in ganz verschiedenen Erscheinungsformen präsent. Das autoritative Definieren oder Begriffsprägen jedoch wird ans Ich gebunden, anders als andere Operationen, die in der Realität aber dieselbe Person ausführt. Dieses Ich ist damit sorgfältig stilisiert, es verkörpert eine bestimmte Wissenschaftler-Persona, die des Begriffsprägers, eher noch als des Taxonomen. Dass diese literarische Stilisierung kalkuliert erfolgt, erscheint mir sicher. Die Frage nach den Intentionen ist nicht mit letzter Klarheit zu beantworten. Die Texte verraten jedoch, dass Aristoteles anscheinend mindestens zwei einander ausschließende Strategien verfolgt, einmal die, Autorität durch Unpersönlichkeit zu konstruieren, und einmal die, Reputationsgewinne aus einer persönlichen Zurechenbarkeit erreichter Fortschritte anzustreben. Die Formularisierung des Registerwechsels ermöglicht eine Vereinbarkeit dieser beiden Strategien, ohne dass ihre Wirkungen einander aufheben. Eine dritte Vorgehensweise lässt sich in der literarischen Konstruktion einer Wissenschaftlergruppe erkennen. Dafür benötigt Aristoteles nur ein ‚Wir‘.¹⁰

8 Definitorisches *λέγω/legō* z. B. Aristot. *Rh.* 1,10, 1368b7 f.; 1368b28; 2,1, 1378a24; 3,11, 1411b25 f. (und Hunderte weiterer). Viel seltener ist *τίθημι/tithēmi* („ich bestimme“, z. B. Aristot. *Rh.* 1,10, 1369b23).

9 Vgl. die Konventionen der Mathematiker bei Netz 1999, 138 (Formel Nr. 44: *λέγω ὅτι/legō hoti*, allerdings im Beweis, nicht im Zusammenhang mit Definitionen), bei denen dieselbe Paradoxie begegnet. Im Fall von *ἔστω/estō* („Sei“; Netz 1999, 137, Formel Nr. 23) scheint mir der Einfluss durch Mathematiker auf Aristoteles ziemlich wahrscheinlich.

10 Das in sich wieder große Bedeutungsspielräume aufweist: Aristot. *Rh.* 1,1, 1354b12 „wie wir sagen“ (über die kontroverse Frage der Freiheit der Richter); Verweise: ebd. 1,1, 1355a1 f., 1355a28; ‚anthropologisches Wir‘: ebd. 1,1, 1355a5 f.; gute Stellen im ganzen Kapitel 1,2 bis 1356a21.

Die *Rhetorik* des Aristoteles ist eine Sammlung von Forschungsergebnissen, die zu großen Teilen aus Taxonomien und Definitionen besteht, d. h. aus der Vorlage einer Begriffsstruktur.¹¹ Ihr Autor ist offenbar primär einem Interesse an der Fixierung eines Konsenses verpflichtet, weniger der Darstellung der Wissensgewinnung oder gar einer ergebnisoffenen Forschungsdiskussion. Entsprechend sind die autoritativen Maßnahmen des *ego definiens* überall vorgängig. Im Grunde handelt es sich um die Selbstdarstellung eines Taxonomen, der den Text bis ins letzte Kolon nach seinem Wirkungsziel durchgestaltet. Dies ist jedoch sicher nicht die einzige oder auch nur die vorherrschende Perspektive griechischer Rhetorikliteratur. Schon bei Anaximenes, in der sog. *Rhetorik an Alexander*, findet man eine literarische Gestaltung, die Taxonomien und Definitionen aufs Praktische bezieht (vom Widmungsbrief und seinen pseudepigraphischen Unwägbarkeiten sehe ich hier ab).

Der ganze Anaximenes tritt mit einer viel deutlicher ausgeprägten persönlichen Auktorialität auf, d. h. letztlich der Autorität des Praktikers: Ein ‚ich‘ begegnet etwa ständig, variiert und lebhaft, oftmals als Teil der fiktiven Beispielpassagen, die stets deutlich appellativ gehalten sind.¹² Das ‚ich‘ dieser Texte ist das im Text empfohlene des vor Gericht erfolgreich Handelnden. Es ist nicht das des Autors, der aber mit dieser Identifikation spielt. Häufige handlungsanweisende Imperative korrespondieren, gelegentlich und zum Ende des Textes zunehmend rezeptartig, auf Kosten des Definitorisch-Explikativen.¹³ Das ‚ich‘ und das ‚du‘ sind Akteure im Rahmen einer Gruppe (‚wir‘), die sich vor Gericht einig ist in ihrem Durchsetzungswillen in Anklage und Verteidigung.¹⁴ Dieses integrative Moment stützt sich offensichtlich auf die Empfindung, man sei quasi unter sich, gegenüber der Mehrheit der Leute, die eben die manipulierten Empfänger dieses rhetorischen Wissens seien. Dieser Ton ist allgegenwärtig, etwa in der folgenden Passage (*RhAl.* 3,13 f., p. 24,8–14 Fuhrmann):

Τὰς μὲν οὖν αὐξήσεις οὕτω μετιῶν πλείστας καὶ μεγίστας ποιήσεις· ταπεινώσεις δὲ τοῖς λόγοις καὶ τὰ ἀγαθὰ καὶ τὰ κακὰ τὸν ἐναντίον τρόπον μετιῶν, ὡς εἰρήκαμεν ἐπὶ τῶν μεγάλων, καὶ μάλιστα μὲν ἂν μηδενὸς αἴτιον ἐπιδεικνύης, εἰ δὲ μή, ὡς ἐλαχίστων καὶ μικροτάτων. ὡς μὲν οὖν ἐγκωμιάζοντες καὶ ψέγοντες αὐξήσομεν καὶ ταπεινώσομεν, ἅπερ ἂν ἐκφέρωμεν, ἐκ τούτων ἴσμεν.

Wenn du so vorgehst, wirst du die Verherrlichung reichhaltig und großartig machen; Herabsetzungen in den Reden im Hinblick auf Gutes und Schlechtes dagegen, wenn du gemäß der

¹¹ Siehe Lengen 2002, 168.

¹² Z. B. ἐγώ/*egō*, das in der aristotelischen Rhetorik gar nicht begegnet, in *RhAl.* 1,19, p. 9,12–16 Fuhrmann; 18,14, p. 48,15. Das auktoriale ‚ich‘ etwa ebd. 1,6, p. 6,13 (ὀρίσασθαι πειράσομαι/*horisasthai peirasomai*, „ich will zu definieren versuchen“); 2,11, p. 14,1 Fuhrmann (ὀριοῦμαι/*horioumai*).

¹³ Typisch etwa μετιῶν εὐπορήσεις [...] μέτιθι/*metiōn euporēseis* [...] *metithi* („wenn du so vorgehst, wirst du Erfolg haben [...] gehe so vor“, *RhAl.* 1,24, p. 10,21–11,1 Fuhrmann); vgl. z. B. ebd. 4,6, p. 26,14 Fuhrmann (λέγε/*lege*); 4,8, p. 27,9 (τίθει καὶ φάθι/*tithēi kai phathi*, „bestimme und behauptete“); 5,3, p. 28,17 (ὄρα/*hora*, „schau“). „Rezeptstil“ z. B. 36,33 f., p. 87,6–10.

¹⁴ Sehr deutlich z. B. *RhAl.* 36,30, p. 86,18 Fuhrmann.

gegenteiligen Weise vorgeht, wie wir es bei den großartigen Dingen gesagt haben, und am meisten, wenn du zeigst, dass (der Gegner) gar nichts zustande gebracht hat, falls das aber nicht möglich ist, nur sehr kleine und unbedeutende Dinge. Wie wir also in Lob und Kritik verherrlichen und herabsetzen können, je nachdem was wir gerade bezwecken, wissen wir daher.

Der Autor ist präsent im ‚wir‘, aber gleichzeitig auch das selbstverständliche Subjekt der Anweisungen an ein ‚du‘. Wenn es um konkrete *performances* von Wissen geht, kann der Autor dennoch jederzeit wieder auf ein ‚ich‘ zurückspringen, dem es um die Autorität des Wissens und seiner souveränen Explikation geht, etwa im folgenden Einleitungssatz (*RhAl.* 36,11, p. 82,10 f. Fuhrmann):

Πῶς οὖν τὰς διαβολὰς τὰς προειρημένας ἀπολύσομεν, τοῦτο δηλώσω.

Wie wir nun die vorhergenannten Verleumdungen auflösen können, das werde ich klar machen.

Diese und ähnliche Maßnahmen sind literarische (im Sinne der oben erwähnten Feststellung, dass die textuelle Präsentation des Materials immer durch Gesichtspunkte determiniert ist, die über das Inhaltliche hinausgehen und in diesem Sinne kontingent sind). Man sieht auch, dass Fragen des Stils unmittelbar Folgen haben.¹⁵ Hier arbeiten sie klar an der Autoritätskonstruktion ihres Autors als exponiertes Mitglied einer elitären Gruppe. Es ist bezeichnend, dass in diesen Diskursen, anders als in modernen, der Name und damit der Gesichtspunkt der präzisen Zurechenbarkeit von Reputation nicht ins Gewicht fällt.¹⁶ Obwohl es sicher nicht angemessen wäre, bei wissenschaftlichen Autoren durchgängig von einem ‚narrator‘ zu sprechen (zumal die meisten Texte ja gar keine konsistent narrative Struktur präsentieren),¹⁷ lässt sich doch festhalten, dass die vom Leser gefühlte Präsenz des Autors im Text das Ergebnis einer bewussten Manipulation ist, nicht grundsätzlich anders als in Dichtungs- oder Fiktionsgenres.¹⁸ Auch die beiden untersuchten Autoren von Rhetorikhandbüchern streben nach einer bestimmten Form von Präsenz in ihrem Werk und erreichen diese mit literarischen Mitteln. Hier geht es jedoch weniger um die Konstruktion einer *persona*, wie man sie aus der Literatur kennt, etwa die als

15 Man vergleiche die moderne Diskussion zu ‚wir‘ versus ‚ich‘ in wissenschaftlichen Texten, die zeigt, wie Fragen des ‚Stils‘ unmittelbar in Autoritätsfragen (und sogar solche der Macht) übergehen. Generell dazu Fleck 1980, 157; Laden 2012, 65 f. („authority of connection“). Schlagende Beispiele bei Jauß 1983, 121; Steiner 2009, 65–71.

16 See Corti 1999, 37 zum Zusammenhang des „System[s] der Belohnungen“ und Zweitkodierung.

17 Ich folge der Definition von Rimmon-Kennan 2006, 16: „... a ‘discursive formation’ (Kreiswirth’s term) is a narrative when double temporality and a transmitting (or mediating) agency are dominant in it.“ Zum ‚narrator‘ in der Literatur vgl. man etwa Morrison 2007, 312–317.

18 Neuere Untersuchungen von modernen wissenschaftlichen Autoren kommen in der Regel zu dem Schluss, dass diese Autoren textbezogen gar nicht abzugrenzen sind von nicht-wissenschaftlichen und sogar belletristischen Autoren: Das ist etwa der Tenor von Flatau 2015, 121–130.

Dr. Serenus Zeitblom, Marcel oder Sektionsrat Geyrenhoff bekannten Autofiktionen, als darum, auch dem Rezipienten eine Rolle anzubieten, die reziprok auf die des Autors bezogen ist (Gruppenmitglied und Gruppenführer oder Ratgeber und Rat-suchender). Es ist aus der Sicht des Außenseiters schwer zu entscheiden, ob eher der Gesichtspunkt der Autoritätskonstruktion oder der einer Stabilisierung der Wissensvermittlung über Raum und Zeit das vorgängige Motiv dieser Reziprozität ist.

3 Metapher

Produktionspoetisch gesehen zeichnet sich nach allgemeiner Ansicht Literatur vor ‚Nicht-Literatur‘ durch eine stärkere Betonung der Form aus. Obwohl sich mittlerweile eine Verständigung darüber durchsetzt, dass auch Formen ‚Inhalt‘ haben und dass auch Wissensgattungen Formales betonen,¹⁹ zeigt sich herkömmlich hier ein Unterschied zwischen schönen und funktionalen Texten. Sehr deutlich wird das schon an der antiken Diskussion von Metaphorizität. Bekanntlich sind Metaphern im Rahmen der medialen Wissensvermittlung problematisch (der *locus classicus* ist die Kritik des Aristoteles an Empedokles, der das Meer als „Schweiß der Erde“ (ἰδρώτα τῆς γῆς/*hidrōta tēs gēs*) bestimmt. Aristoteles behauptet dann, dass die Metapher etwas „Dichterisches“ (ποιητικόν/*poiētikon*) sei und „nicht geeignet für Naturerkenntnis“ (πρὸς δὲ τὸ γνῶναι τὴν φύσιν οὐχ ἱκανῶς/*pros de to gnōnai tēn physin ouch hikanōs*).²⁰ Es ist aber auch unbestritten, dass sie in der antiken und modernen Wissenschaft konzeptuell unvermeidlich ist.²¹ So ist es nicht überraschend, dass wir das ποιητικόν/*poiētikon* der Metapher nicht nur in der Rede, sondern auch in der rhetorischen Theoriebildung häufig treffen. Die Metapher „kann eben am meisten“ (πλεῖστον δύναται/*pleiston dynatai*), wie Aristoteles in der *Rhetorik* selbst sagt (3,2, 1405a4). Selbst hält er seine Texte weitgehend frei von Metaphern, doch gelegentlich ist die Verlockung selbst für ihn einfach zu groß. So erklärt er, warum der ‚fortlaufende Stil‘ (λέξις εἰρομένη/*lexis eiromenē*) aus dem Gebrauch gekommen ist (Aristot. *Rh.* 3,9, 1409a31–34):

ἔστι δὲ ἀηδῆς διὰ τὸ ἄπειρον· τὸ γὰρ τέλος πάντες βούλονται καθορᾶν· διόπερ ἐπὶ τοῖς καμπτήρσιν ἐκπνέουσι καὶ ἐκλύονται· προορῶντες γὰρ τὸ πέρασ οὐ κάμνουσι πρότερον.

¹⁹ Das ist eine der zentralen Annahmen der Wissenspoietik (siehe etwa Vogl 2011, 58–63); beispielhaft siehe schon Lowrie 2005 am Beispiel römischer Dichtung.

²⁰ Aristot. *Meteor.* 2,3, 357a24–28 (zur Sache Althoff 1992, 111). Zur späteren Rezeption des Verdikts bei Galen siehe von Staden 1995, 507 f.

²¹ Nämlich als *conceptual tool*, d. h. genauso wie Aristoteles sie hier diskutiert: Boyd 1993; Drewer 2003; Semino 2008, 132–140. Einige Beispiele aus der hellenistischen und kaiserzeitlichen Wissenschaft in Asper 2014, 49–53.

Sie (die λέξις εἰρομένη/*lexis eiromenē*) ist unangenehm wegen der Unbegrenztheit. Alle wollen nämlich das Ziel vor Augen sehen. Deshalb atmet man aus und entspannt sich an den Wendemarken; denn wenn sie das Ziel vor Augen sehen, sind sie nicht vorher erschöpft.

Aristoteles versucht, den ästhetischen Nachteil des ‚fortlaufenden‘ im Gegensatz zum ‚gegliederten‘ Stil (κατεστραμμένη/*katestrammenē*) damit zu erklären, dass die Unterbrechungen dem Hörer die Möglichkeit geben, den Text komplett aufzunehmen, genauso wie die Wendemarke einem die Möglichkeit gibt, ein Rennen durchzuhalten bzw., wenn sie das Ziel ist, es zu beenden. Man gönne sich nämlich vor der Wendemarke keine Pause. Bemerkenswert ist, dass die Suggestivität der Metapher vermutlich von der Analogie herrührt, dass in einem kompetitiven Setting eine Strecke (die Bahn, der Satz) durchmessen werden muss: Wer das am besten schafft, siegt. Die Wettkampfsituation ist dabei so passend, dass man die problematischen Bereiche überspringt: Der Läufer müsste ja eher mit dem Redner zu vergleichen sein (denn der Hörer befindet sich ja gar nicht in einem Agon), und die Annahme, dass Aristoteles behauptete, dass die λέξις εἰρομένη/*lexis eiromenē* ‚unangenehm‘ für den Redner sei, befriedigt wenig. Außerdem ist das Rennen selbst, d. h. bis zum Ziel, in hohem Maße ein fortlaufendes. Aristoteles hat die angebliche ästhetische Minderwertigkeit des Unbegrenzten hier nicht zum ersten Mal als eine unbestreitbare Tatsache präsentiert.²² Eine regelrechte Erklärung nach den eigenen Maßstäben²³ bleibt er schuldig, wobei ihm die Suggestivität des Metaphorischen offenbar hilft. Diese Suggestivität, die Erklärung verheißt, aber sie nicht liefert, war ja offenbar der Grund dafür, dass Aristoteles die Metapher des Empedokles kritisierte.

Die Metapher ökonomisiert Argumentationen. Doch natürlich bleiben ihre Funktionen nicht darauf beschränkt. Sehr interessant ist etwa ihr Einsatz im Rahmen einer Konkurrenz um genauere und überzeugendere Taxonomien der Redeteile: Aristoteles polemisiert etwas später im 3. Buch der *Rhetorik* gegen einen Likymnios, offenbar im Rahmen eines typischen Meta-Disputes darüber, wie weit man die Differenzierung und Terminologisierung der Redeteile treiben sollte (Aristot. *Rh.* 3,13, 1414b15–18 = Licymn. B XVI 4, p. 118 Radermacher):

δεῖ δὲ εἶδός τι λέγοντα καὶ διαφορὰν ὄνομα τίθεσθαι· εἰ δὲ μή, γίνεται κενὸν καὶ ληρώδες, οἷον Λικύμνιος ποιεῖ ἐν τῇ τέχνῃ, ἐπούρωσιν ὀνομάτων καὶ ἀποπλάνησιν καὶ ὄζους.

Wenn man von einer bestimmten Art und einem (bestimmten) Unterschied spricht, darf man (nur einen) Terminus einführen. Andernfalls wird es leer und aufgeblasen, wie es Likymnios in seinem Handbuch macht, der ‚Dahinwehen‘ als Fachbegriff prägt und ‚Abirren‘ und ‚Zweige‘.

Aristoteles kritisiert eine übermäßige Taxonomie und Terminologisierung, aber gleichzeitig die seltsamen Fachbegriffe, die dieser Likymnios einführt. Diese haben

²² Vgl. etwa Aristot. *Poet.* 8, 1451a17.

²³ Vgl. etwa Aristot. *APo.* 1,7, 75a38f. zur problematischen Übertragung aus einem anderen Sachgebiet (μετάβασις ἐξ ἄλλου γένους/*metabasis ex allou genous*).

den Status von Metaphern und dienen offenbar dazu, der Taxonomie selbst einen irgendwie gehobenen, d. h. im herkömmlichen Sinn ‚literarischen‘, Status zu verleihen (Likymnios war auch Dithyrambiker; ob hier eine Art dichterischer Import vorliegt, wäre zu prüfen). Es ist nicht klar, was diese Begriffe bei Likymnios bezeichnen sollten; doch kann man sich vorstellen, dass eine τέχνη/*technē*, deren begriffliches Grundgerüst nicht auf dem Prinzip der terminologischen Durchsichtigkeit der definierten Wissens- und Redeteile beruht, wie etwa διήγησις/*dihēgēsis* oder ἐπιδήγησις/*epidihēgēsis* (unmittelbar vorhergehende Beispiele bei Aristoteles), sondern metaphorische Begrifflichkeiten konstruiert, einen ganz anderen, stärker assoziativen, aber auch hermetischeren Charakter als etwa die aristotelischen Pragmatien aufweisen musste. Die Grenze zur Literatur ist hier vollends verschwunden. Die sachbezogene und aus moderner Sicht sicher angemessene Kritik des Aristoteles²⁴ trifft einen Konkurrenten im Wettkampf um die durchsetzungsfähigste taxonomische Gestaltung eines Themas, um die Terminologisierung eines Wissensfeldes. Es ist offensichtlich, dass neben Sachnähe, d. h. dem Versuch, Termini mit durchsichtiger Inhaltsdeckung zu kreieren (eigentlich einem *systematicity effect*, siehe unten), auch Literarisierung, hier Metaphorisierung, eine denkbare Strategie gewesen sein muss.²⁵

Wie bei Likymnios, nur reichlicher, begegnen Metaphern viel später in den Schriften der späthellenistischen oder frühkaiserzeitlichen Rhetoriker. Ps.-Longinos schreibt z. B. von den Strömen Homers (νάματα/*namata*), von denen Platon etwas abgeleitet habe (ἀποχρετευσάμενος/*apocheteusamenos*) (Ps.-Longin. *Subl.* 13,3). Es ist klar, dass dies eine in der Dichtung sehr geläufige Metapher variiert, die sogar bildlich bezeugt ist.²⁶ Ob spezifische Intertexte damit angepeilt werden, in diesem Fall etwa Kallimachos (Callim. *H.* 2,105–109), erscheint mir zweifelhaft; immerhin befinden wir uns im System der Wissensvermittlung, nicht im Allusionskosmos der Dichtung. In seiner Schrift *Über Thukydides* benutzt Dionysios von Halikarnass ein ebenso geläufiges Bild: Thukydides habe „eine neuartige und unbetretene Straße beschritten“, indem er konventionelle Zeitstrukturen gemieden und seinen Bericht nach Sommern und Wintern geordnet habe.²⁷ Auch dieses Bild kann man als Kallimachos-Allusion sehen, aber zwingend ist das m. E. nicht. Wie bei Aristoteles und Likymnios ist eher die Frage nach einer möglichen Intention sinnvoll. Etwa ließe sich an den Versuch einer Kontinuitätskonstruktion dieser Texte zu einer als ‚gol-

²⁴ Likymnios adoptiert also einen „begrifflich inexakten, figuralen Modus“ (Küpper 2001, 206 über ‚Literatur‘). D. h. Aristoteles hat im Wesentlichen bereits die Normvorstellung von Wissenschaftstexten, die Küpper als *communis opinio* zugrunde legt.

²⁵ Derselbe Eindruck ergibt sich aus der Polemik Galens gegen metaphorische Begriffsprägungen: siehe Asper 2015, 53 f.

²⁶ Dazu Asper 1997, 123–125.

²⁷ Dion. H. *Thuc.* 9 (5,336,9–12 Usener/Radermacher): καινήν δέ τινα καὶ ἀτριβῆ τοῖς ἄλλοις πορευθῆναι βουλευθεὶς ὁδὸν θερείαις καὶ χειμερίοις ὥραις ἀκολουθῶν ἐμέρισε τὴν ἱστορίαν. Weitere Beispiele aus der Wissensprosa, einschließlich Ps.-Demetrios *De Elocutione* und etwa Strabon: Asper 1997, Register.

den' verstandenen alexandrinischen Vergangenheit der Exegese verstehen, für die dann eben einzelne Alexandriner stehen. Oder es ging ihnen darum nachzuweisen, dass ihre Texte sich zu einer ebensolchen Höhe aufschwingen können wie die diskutierte Primärliteratur: Im Falle des Ps.-Longinos gäbe es also ein *sublime* der Literaturwissenschaft, im Fall des Dionysios eine spezifische Originalität des Literaturwissenschaftlers. (Moderne Leser würden von einer Verwischung der ästhetischen Grenze zwischen Primär- und Sekundärliteratur sprechen oder, weniger technisch, vom Unterschied zwischen Literatur und „Spezialistendiskurs“ (Küpper). Wie auch bei Likymnios dient die Metaphorisierung vermutlich einer Verbesserung der Ausgangslage des jeweiligen Textes im Wettbewerb mit anderen Texten, evtl. gerade sogar mit den Texten, die sie diskutieren.²⁸

4 Narration

Propositionales Wissen widersteht zunächst der Struktur der Narration.²⁹ Trotzdem infiltriert die Narration in vielerlei Gestalt auch Wissensdarstellungen betont systematischer Art. Einer der Gründe dafür ist, dass Erzählungen Kontextinformationen und Rahmenideologien grundsätzlicher Art anbieten können, gerade weil diese implizit bleiben.³⁰ Weit entfernt davon, dass solche Erzählungen sozusagen ästhetische Sahnehäubchen seien, die den Text literarisieren, handelt es sich vielmehr um potente Anreicherungen, die die entsprechenden Darstellungen wirksamer machen. Dafür seien im Folgenden nur zwei oder drei Beispiele angeführt:

Es ist nahezu eine Binsenweisheit, dass als Aussagen über eine historische Realität intendierte Ursprungserzählungen einer jeweiligen Wissenstradition,³¹ von denen antike Wissensdiskurse wimmeln und für die sich moderne Forscher stets brennend interessiert haben, im Grunde narrativ verkappte Positionsbestimmungen des jeweiligen Wissens in der Gegenwart des Wissensautoren sind. Die Ursprungsgeschichte deutet den Sinn dieses Wissens in der Gegenwart. Ein bekanntes Beispiel dafür bietet Aristoteles etwa im ersten Buch der *Metaphysik*.³² Im Kontext von Darstellungen oder Teildarstellungen der Rhetorik seien drei solcher Erzählungen hervorgehoben.

²⁸ So meine These in Asper 2015, 49.

²⁹ Unter Umständen kann man Darstellungsformen, die Proportionalisierung betonen, geradezu als Emanzipation von narrativen Textmustern begreifen. Zum Gegensatz dieser beiden Modi siehe meine Einleitung in Asper 2011b, 3 f.

³⁰ Einige Beispiele in Asper 2011a.

³¹ Ausgenommen seien also kunstmythische Konstruktionen wie Plat. *Phaedr.* 273a7–274a5.

³² Einige Aspekte dieser impliziten Positionsbestimmung hat Michael Frede klar herausgearbeitet (2008, bes. 516–523).

Die erste handelt, wie zu erwarten, vom Ursprung der Rhetorik. Sie begegnet in einer linear-narrativen und einer kausalorientierten Fassung; wenigstens die zweite geht sicher auf Aristoteles zurück. Im Rahmen einer allgemeinen Diskussion von Wissensgeschichte gibt Aristoteles die Geschichte der Rhetorik als Beispiel. Diese Geschichte folgt einer additiven Logik, die den Anfang privilegiert und danach nur noch „Weitergabe“ (διαδοχή/*diadochē*) am Werk sieht (Aristot. S.E. 33, 183b28–34):³³

οἱ μὲν γὰρ τὰς ἀρχὰς εὐρόντες παντελῶς ἐπὶ μικρόν τι προήγαγον· οἱ δὲ νῦν εὐδοκιμοῦντες, παραλαβόντες παρὰ πολλῶν οἷον ἐκ διαδοχῆς κατὰ μέρος προαγαγόντων, οὕτως ἠὲξήκασι, Τεισίας μὲν μετὰ τοὺς πρώτους, Θρασύμαχος δὲ μετὰ Τεισίαν, Θεόδωρος δὲ μετὰ τοῦτον, καὶ πολλοὶ πολλὰ συνενηνόηκασι μέρη· διόπερ οὐδὲν θαυμαστὸν ἔχειν τι πλῆθος τὴν τέχνην.

Die die Anfänge fanden, haben sie dann jedenfalls in kleinen Schritten weitergeführt. Die, die jetzt den Ruhm (des Erfinders) genießen, haben (ihr Wissen) von vielen übernommen, die es wie in einer Weitergabe in Teilbereichen weiterbrachten, und es nur in diesem Sinne gefunden, Teisias unter den ersten, Thrasymachos nach Teisias, Theodoros nach diesem; und viele haben viele Teile zusammengetragen. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass eine Menge (von Leuten) dieses Wissen besitzt.

Abgesehen von den Sachinformationen, die hier gegeben werden, liegt der Sinn der Geschichte darin, Individualbeiträge zugunsten der geschlossenen Leistung der beteiligten Gruppe herunter zu spielen.³⁴ Das Wissen, um das es geht, ist weniger die geniale Entdeckung Einzelner als die Frucht der Arbeit von Vielen, fast die Summation einer Art von diachron tätigem Kollektiv. Eine solche Konstruktion von Wissensgeschichte, die ohne Revolutionen und rivalisierende Schulbildungen auskommt und in diesem Sinne linear verläuft, muss vor allem die Anfänge betonen, wie Aristoteles hier auch selbst betont. Dieser Aspekt ist in einer anderen Version letztlich derselben Quelle prominenter: Ciceros *Brutus* zitiert aus Aristoteles die berühmte Stelle, nach der der Beginn der Rhetorik politisch motiviert war (Aristot. fr. 125 Gigon = Cic. *Brut.* 46 = Radermacher A V 9):

Itaque ait Aristoteles cum sublatis in Sicilia tyrannis res privatae longo intervallo iudiciis repeterentur, tum primum quod esset acuta illa gens et controversa natura artem et praecepta Siculos Coracem et Tisiam conscripsisse.

Daher sagt Aristoteles, dass nach der Beendigung der Tyrannenherrschaft in Sizilien nach einer langen Pause Privatangelegenheiten wieder vor den Gerichten verhandelt wurden und dass damals, weil jenes Volk scharf und von Natur aus zur Kontroverse geneigt sei, die Sizilier Korax und Teisias als erste Kunst und Regeln (der Rhetorik) aufgeschrieben hätten.

Abgesehen von den Namen und Fakten transportiert diese Geschichte eine ganz andere Form der Kontinuität als die erste: Die Grundsituation der Rhetorik sei politisch und deshalb gehöre die Rhetorik als *ars* auch in eine Staatsform der Gewalten-

³³ Vgl. zu dieser Stelle auch den Beitrag von Christof Rapp in diesem Band, Abschnitt 3.2.

³⁴ Ich habe das andernorts am Beispiel von Eudemos/Proklos gezeigt (Asper 2013, 414–418).

teilung. Jedenfalls ist es die Ablösung der Tyrannen, die die Entstehung der Rhetorik erst ermöglicht. Diese Konstruktion des Anfangs legt die Rhetorik einseitig fest auf öffentliche Wirksamkeit und freie Rede (*παρηγοσία/parrhēsia*); und das ist natürlich auch das Verständnis dieses Wissens, das jeder teilt, der die Geschichte unwidersprochen weitergibt, wie etwa Cicero. Während diese Information im Gefüge der Rhetorik als System durchaus nebensächlich ist, deutet sie doch den Sinn des Gesamtgefüges in einer ganz bestimmten Weise. Solche Ursprungsgeschichten geben sich mithin als ‚objektive‘ Wissensgeschichte, fungieren aber viel eher in normativ-politischer Weise.

Die zweite hier herausgegriffene Erzählung findet sich in Quintilians *Institutio oratoria* im Rahmen einer Behandlung der Frage, wie und womit der angehende Rhetor anfangen solle. Quintilian beschreibt das Erlernen der Fähigkeit, Reden zu schreiben, im Spannungsfeld von Zeitdruck, Kreativitätsnot und höchsten inhaltlichen und formalen Ansprüchen. Quintilian rät dazu, von Anfang an langsam und mit größter Sorgfalt zu schreiben, doch dabei die Extreme zu vermeiden, die in nicht vorhandener und ebenso die in übertriebener Selbstkritik liegen. Das zweite Extrem illustriert eine Anekdote (Quint. *inst.* 10,3,12–14):

Nec promptum est dicere utros peccare ualidius putem, quibus omnia sua placent an quibus nihil. Accidit enim etiam ingeniosis adolescentibus frequenter ut labore consumantur et in silentium usque descendant nimia bene dicendi cupiditate. Qua de re memini narrasse mihi Iulium Secundum illum, aequalem meum atque a me, ut notum est, familiariter amatum, mirae facundiae uirum, infinitae tamen curae, quid esset sibi a patruo suo dictum. Is fuit Iulius Florus, in eloquentia Galliarum, quoniam ibi demum exercuit eam, princeps, alioqui inter paucos disertus et dignus illa propinquitate. Is cum Secundum, scholae adhuc operatum, tristem forte uidisset, interrogauit quae causa frontis tam adductae. Nec dissimulauit adulescens tertium iam diem esse quod omni labore materiae ad scribendum destinatae non inueniret exordium: quo sibi non praesens tantum dolor sed etiam desperatio in posterum fieret. Tum Florus adridens ‚numquid tu‘ inquit ‚melius dicere uis quam potes?‘ Ita se res habet: curandum est ut quam optime dicamus, dicendum tamen pro facultate: ad profectum enim opus est studio, non indignatione.

Es ist nicht leicht zu sagen, welche Gruppe m. E. schwerer sündigt: denen alles gefällt, was sie schreiben, oder denen nichts (gefällt). Es geschieht nämlich auch begabten jungen Männern häufig, dass sie sich durch Arbeit verzehren und zuletzt in Schweigen verfallen aufgrund des Verlangens, gut zu reden. Ich erinnere mich, dass mir zu diesem Thema der bekannte Iulius Secundus, mein Altersgenosse und mir, wie bekannt, freundschaftlich verbunden, ein Mann von erstaunlicher Redefähigkeit, doch auch von geradezu unendlicher Sorgfalt, erzählte, was ihm von seinem Onkel gesagt wurde. Der war Iulius Florus, in der Rhetorik Galliens, da er sie dort ausübte, der erste, doch international eloquent wie wenige und würdig dieser Verwandtschaft. Als dieser den Secundus, der damals noch studierte, einmal niedergeschlagen sah, fragte er ihn nach dem Grund einer so gerunzelten Stirn. Der Junge erzählte offen, dies sei schon der dritte Tag, dass er trotz aller Anstrengung in der Sache nicht in der Lage sei, ein *exordium* zur gestellten Schreibaufgabe zu finden. Daher sei er nicht nur jetzt niedergeschlagen, sondern verzweifelte auch an seiner Zukunft. Da lachte Florus und sagte: „Willst du etwa besser reden, als Du kannst?“ So ist es nämlich: Wir müssen uns anstrengen, möglichst gut zu reden, aber doch, nach unseren Möglichkeiten zu reden. Um einen Fortschritt zu machen, braucht es ja Motivation, nicht Selbstverurteilung.

Was leistet diese kleine Einlage über das von Quintilian schon abstrakt Gesagte hinaus? Zunächst einmal wird die unpersönliche Unterweisungssituation, die dem Verhältnis von Autor und Leser der *Institutio oratoria* zugrunde liegt, in eine konkrete Situation umgesetzt. Der erfahrene Iulius Florus agiert als *alter ego* Quintilians, der junge Iulius Secundus als Personifikation des Rezipienten. Der Anspruch auf Autorität durch einen Fachschriftsteller erscheint umgesetzt in ein hierarchisches Verwandtschaftsverhältnis. Gleichzeitig beglaubigt der spätere, aber bereits in der Vergangenheit des Lesers liegende, Erfolg des Iulius Secundus die Richtigkeit der Anweisungen Quintilians. Darüber hinaus antizipiert die Erzählung das erfolgreiche Ende der biographischen Sequenz, die für den Leser der *Institutio oratoria* erst beginnt, präsentiert das Wissen Quintilians als den Weg zum Ziel und gibt ein Modell einer abgeschlossenen Sequenz. Die Erzählung identifiziert Biographie (des Autors, des Lesers) und Wissensvermittlung und abstrahiert damit von den kleinteiligen Ratschlägen.

Das letzte Beispiel für die Funktionen von Narrationen im Rhetorik-Handbuch ist der aristotelischen *Rhetorik* entnommen (Aristot. *Rh.* 3,16, 1416b29–36). Es geht um den Umfang der Falldarstellung, die natürlich ausgewogen (μετρίως/*metriōs*) sein müsse.

νῦν δὲ γελοίως τὴν διήγησιν φασὶ δεῖν εἶναι ταχεῖαν. καίτοι ὡσπερ ὁ τῶ μάττοντι ἐρομένῳ πότερον σκληρὰν ἢ μαλακὴν μάξιη ,τί δ’“, ἔφη, ,εἶ ἄδύνατον;“, καὶ ἐνταῦθα ὁμοίως·

Manche sagen, dass die Dihegesis (die Erzählung des Tathergangs) schnell sein müsse – lächerlich! Doch wie dem, der sich bei einem Knetenden erkundigte, ob er den Teig hart oder weich knete, dieser entgegnete „Was denn?! Kann man es nicht *gut* machen?“, genauso hier.

Den offensichtlichen Punkt kann diese Kurzerzählung auf verschiedenen Ebenen unterstützen: Die Erzählung spielt mit der Evidenz der Backstubenbegegnung, d. h. der offensichtlichen Unsinnigkeit von Festlegungen. Gleichzeitig bekommt das einleitende Stichwort γελοίως/*geloios* einen doppelten Sinn: Während niemand daran denken würde, einen Bäcker mit derartigem Unfug zu belästigen, liegt die Komik hier auch noch darin, das sozial elitäre Rednerwissen mit dem des Bäckers in eins zu setzen. Aristoteles hat die Lacher deshalb gleich doppelt auf seiner Seite. Daneben kontrastiert die Erzählung plastisch das Aufeinandertreffen von Theorie und Praxis: Wie beim Backen lösen sich auch in der Rhetorik manche Fragestellungen in der Praxis sofort, während sie in der Theorie wie angemessene Forschungsprobleme erscheinen. Stilistisch ist sicher auch der Kontrast zwischen der farbigen Narration mit ihrer Alltagskomik und der restriktiven Stilistik des aristotelischen Wissenstexts beabsichtigt. Indirekt fungiert das Beispiel überdies als Markierung eines bestimmten epistemischen Status des präsentierten Wissens, das hier viel stärker als Praktikerregel erscheint, und weist das weitgespannte Netz der rhetorischen Regularien dem Bereich zu, den Aristoteles in *Metaph.* E 1 dem poetischen Wissen zurechnet. Alle diese Erzählungen stehen im Dienste einer Perspektivierung des präsentierten Wissens. Während sie dem ersten Blick als Einlagen, unter Umständen geradezu als

Vignetten, jedenfalls als narrativer Fremdkörper im beschreibenden oder argumentierenden Wissenstext erscheinen, fungieren sie bei genauerem Hinsehen als Rahmenerzählungen, die grundsätzlichere Aussagen mit literarischen Mitteln unterstreichen.³⁵ Der Handbuchautor ist eben auch ein Erzähler; jedenfalls packt die meisten Handbuchautoren irgendwann und irgendwo der Ehrgeiz, sich auch als Erzähler zu profilieren.

5 ‚Systematicity‘

Umfassende Darstellungen der Rhetorik, antik wie modern, fallen in eine Gruppe von Textformen, die Manfred Fuhrmann erstmals disziplinenübergreifend als ‚systematisches Lehrbuch‘ beschrieben hat.³⁶ Mit der Isolierung, Beschreibung, Benennung und Verbuchung einzelner Textmerkmale ist es aber nicht getan, da ‚das Systematische‘ ein ganz eigenes literarisches Register darstellt. Um dieses Register soll es im Folgenden gehen.

Wissensautoren bemühen sich in der Regel, durch die textuelle Präsentation die Struktur des Wissens abzubilden. Da ein Teil des jeweiligen Anspruchs darin liegt, dem Wissen überhaupt eine Struktur zu geben, kann man diese Bemühung auch umgekehrt verstehen, nämlich mithilfe literarischer Maßnahmen das Wissen als ‚systematisch‘ strukturiert, d. h. etwa als konsistent, abgeschlossen und vollständig, zu präsentieren. Sehr häufig liegt die Suggestivität dieser systematischen Strukturen darin, dass nicht nur Text und Wissen als parallel strukturiert verstanden werden, sondern dass die Strukturen des jeweiligen Objektbereichs im Wissen und im Text der Intention nach abgebildet werden. Auch hier ist es so, dass diese Strukturen zwar als vorgängig gedacht sind, aber dass Wissen und Wissenstext die Strukturen erst konstruieren und erfolgreich durchsetzen müssen. Die entstehende Systematizität der Wissenstexte ist also nicht einfach nur das Ergebnis einer rhetorischen Durchformung, sondern basiert letztlich darauf, dass die Beziehungen der Objekte untereinander und das Wissen von ihnen als strukturell analog zu einem Text verstanden wird.³⁷ Im Folgenden gebe ich dafür nur wenige Beispiele, wiederum vorwiegend aus der aristotelischen *Rhetorik* und aus Anaximenes.

Eines der wichtigsten Versprechen des systematischen Texts ist die Vollständigkeit des Relevanten. Entsprechend prominent sind Listen in diesen Texten, und so lässt sich Aristoteles’ *Rhetorik* über weite Strecken als ein Versuch der Listenkonstruktion lesen. Bemerkenswert ist daran, mit welcher Nonchalance intentional

³⁵ Einige Beispiele aus anderen Bereichen finden sich in Asper 2011a.

³⁶ Fuhrmann 1960, etwa 138–142 (man sucht vergeblich nach einer genaueren Bestimmung der Gattung).

³⁷ Ich habe versucht, ‚systematicity‘ zu beschreiben anhand einiger medizinischer und philosophischer Texte (Asper 2016).

vollständige und intentional nicht-vollständige Listen nebeneinander stehen. Das Nebeneinander dieser beiden Auflistungsphänomene sorgt für einen gewissen ästhetischen Reiz: Im ersten Fall ist man von der Ausschöpfung des Realen beeindruckt und denkt über Vollständigkeit nach, im zweiten dazu provoziert, weitere Anwendungsfälle zu extrapolieren. Dafür seien im Folgenden nur zwei Beispiele gegeben: In *Rh.* 2,6 behandelt Aristoteles unter den Emotionen, die der Redner wecken oder instrumentalisieren kann, die Scham (ποῖα αἰσχύνονται/*poia aischynontai*). Dabei bekommen wir auch eine eigene Auflistung von finanziellen Transaktionen, für die man sich schämen muss (Aristot. *Rh.* 2,6, 1383b23–32):

καὶ τὸ κερδαίνειν ἀπὸ μικρῶν ἢ αἰσχρῶν ἢ ἀπ' ἀδυνάτων, οἷον πενήτων ἢ τεθνεώτων· ὅθεν καὶ ἡ παροιμία τὸ ἀπὸ νεκροῦ φέρειν· ἀπὸ αἰσχροκερδείας γὰρ καὶ ἀνελευθερίας, καὶ τὸ μὴ βοηθεῖν, δυνάμενον εἰς χρήματα, ἢ ἥττον βοηθεῖν. καὶ τὸ βοηθεῖσθαι παρὰ τῶν ἥττον εὐπόρων, καὶ δανείζεσθαι ὅτε δόξει αἰτεῖν, καὶ αἰτεῖν ὅτε ἀπαιτεῖν, καὶ ἀπαιτεῖν ὅτε αἰτεῖν, καὶ ἐπαινεῖν ἵνα δόξη αἰτεῖν, καὶ τὸ ἀποτετυχηκότα μὴδὲν ἥττον· πάντα γὰρ ἀνελευθερίας ταῦτα σημεῖα.

Auch einen Gewinn zu machen von kleinen oder schäbigen (Geschäften) oder auf Kosten von Hilflosen, wie von Armen oder Toten (ist eine Schande), worauf sich die sprichwörtliche Wendung bezieht ‚von einem Toten nehmen‘. Denn das beruht auf schäbiger Profitgier und Geiz. Auch, bei Geldsachen nicht zu helfen, obwohl man kann, oder weniger zu helfen; und sich helfen zu lassen von dem, der weniger vermögend ist, und einen Kredit aufzunehmen, wenn man den Anschein erweckt, darum zu bitten, und darum zu bitten, wenn man es doch eigentlich zurückfordert, und es zurückzufordern, wenn man doch eigentlich darum bittet, und (jemanden) zu loben, eigentlich um zu bitten, und das nicht weniger, wenn man keinen Erfolg damit hat. Das alles sind nämlich Zeichen von Geiz.

Diese Liste handelt ziemlich klar alle denkbaren Varianten von Gewinnstreben ab, für das man sich schämen muss, unter Inkaufnahme von pedantisch erscheinenden Formulierungen und beglaubigender Anknüpfung an Sprichwörter. Streckenweise erkennt man das heuristische Prinzip der Permutation. Die Systematizität des Texts liegt in der Genauigkeit und, auf kleinem Raum, in der Fülle, mit der die einzelnen Handlungsvarianten aufgereiht werden. Offenbar war hier Vollständigkeit ein Anliegen des Autors; die Kunst der Liste besteht in der Kraft der Invention und der Systematisierung des Gefundenen.

In Fällen, in denen Vollständigkeit vielleicht weniger leicht zu suggerieren ist, verfällt Aristoteles auf die gegenläufige Strategie, in der die bewusst platzierte Nicht-Vollständigkeit gerade ästhetisch interessant ist. Hier ein Beispiel über Glücksgüter, die sich der Erklärung entziehen (τὰ παρὰ λόγον ἀγαθὰ/*ta para logon agatha*, Aristot. *Rh.* 1,5, 1362a6–12):

ἔστιν δὲ καὶ τῶν παρὰ λόγον ἀγαθῶν αἰτία τύχη, οἷον εἰ οἱ ἄλλοι αἰσχροὶ ἀδελφοί, ὁ δὲ καλός, ἢ οἱ ἄλλοι μὴ εἶδον τὸν θησαυρόν, ὁ δ' εὔρεν, ἢ εἰ τοῦ πλησίον ἔτυχε τὸ βέλος, τούτου δὲ μή, ἢ εἰ μὴ ἦλθε μόνος ἀεὶ φοιτῶν, οἱ δὲ ἅπαξ ἐλθόντες διεφθάρησαν· πάντα γὰρ τὰ τοιαῦτα εὐτυχήματα δοκεῖ εἶναι.

Es ist aber auch von den Glücksgütern, die sich der Erklärung entziehen, die Ursache *tychē*; wie etwa, wenn die anderen Brüder hässlich sind, der eine aber schön; oder die anderen den

Schatz nicht gesehen haben, der eine ihn aber gefunden hat; oder wenn das Geschoss den getroffen hat, der daneben stand, diesen aber nicht, oder wenn als einziger der nicht gekommen ist, der sonst häufig kam, die anderen aber, die zum ersten Mal kamen, alle umgekommen sind. All das sind wohl Glücksfälle.

Aristoteles gibt in diesen vier Beispielfällen für *tychē* geradezu plot-lines. Diese skizzieren auf höchst ökonomische Weise teils komische Sujets (der eine Bruder ist hübsch, der eine findet den Schatz – fast fühlt man sich an Grimms Märchen erinnert, wo es immer der jüngste Bruder ist), teils tragische (das Geschoss trifft nicht den, dem man es ‚gönnt‘; der Anschlag trifft gerade nicht den, für dem man es erwartete, sondern Unschuldige). Die Liste zeichnet sich im Gegensatz zur ersten ganz bewusst durch den Verzicht auf Vollständigkeit aus; dennoch signalisiert die formale und inhaltliche Balance dieser Beispiele, dass hier ganz bewusst komponiert wurde. Aus schlichter Unvollständigkeit wird ein Appell zur Invention. Diese Liste verzichtet aus ästhetischen Gründen auf Taxonomiesignale, Permutation oder Reziprozität ihrer Bestandteile.

Die beiden Listentypen, die sich hier in der Rhetorik dutzendfach nebeneinander finden, sind jeweils für sich Ergebnis eines literarischen Kalküls mit geradezu komplementären Intentionen. Schon aus dieser ganz punktuellen Perspektive kann man der aristotelischen *Rhetorik* Literarizität kaum absprechen.³⁸

Der systematische Charakter dieses Wissens erschöpft sich nicht in der Liste als dominanter Figur der Wissensakkumulation. Daneben stehen Definition und Dihärese (oder Taxonomie), die, der rhetorischen Praxis fern, offenbar geradezu als Garant von Systematizität, d. h. einer durch Struktur beglaubigten epistemischen Qualität des jeweiligen Wissens, angesehen und entsprechend eingesetzt werden. Bei manchen Passagen der aristotelischen *Rhetorik* sowie der *technē* des Anaximenes könnte man geradezu von Exzessen der Definition bzw. Taxonomie sprechen.³⁹ Was uns als literaturfern erscheint, ist dennoch das Ergebnis einer Wahl, die den Autor als Meister des Wissens und seiner Darstellung präsentiert, geradezu als Konstrukteur von Begriffsstrukturen. Als Beispiel diene etwa die folgende Passage. Aristoteles gibt eine Gesamtsystematik aller gerechten und ungerechten Handlungsweisen (Aristot. *Rh.* 1,13, 1373b1–24):

Τὰ δ' ἀδικήματα πάντα καὶ τὰ δικαιώματα διέλωμεν ἀρξάμενοι πρῶτον ἐντεῦθεν. ὤριστα δὴ τὰ δίκαια καὶ τὰ ἄδικα πρὸς τε νόμους δύο καὶ πρὸς οὓς ἐστὶ διχῶς. λέγω δὲ νόμον τὸν μὲν ἴδιον τὸν δὲ κοινόν, ἴδιον μὲν τὸν ἐκάστοις ὠρισμένον πρὸς ἑαυτοῦς, καὶ τοῦτον τὸν μὲν ἄγραφον τὸν δὲ γεγραμμένον, κοινόν δὲ τὸν κατὰ φύσιν. ἔστι γάρ, ὃ μαντεύονται τι πάντες, φύσει

³⁸ Dies steht im Gegensatz gerade zu älteren Bestimmungen des Charakters der aristotelischen ‚Lehrschriften‘, siehe etwa Jaeger und Düring bei Lengen 2002, 226.

³⁹ Vgl. z. B. Aristot. *Rh.* 1,10, 1368b1–1369b32; Taxonomien etwa ebd. 3,1, 1403b6–22. In Anaximenes' *Rhetorik* beginnt ab 17 praktisch jeder Absatz mit einer Definition. Doch begegnet bei Anaximenes immerhin punktuell auch eine gewisse Distanz zum Realitätswert trennscharfer Dihäresen: etwa 5,5 (p. 29,8–16 Fuhrmann).

κοινὸν δίκαιον καὶ ἄδικον, κἄν μηδεμία κοινωνία πρὸς ἀλλήλους ἢ μηδὲ συνθήκη [... 1373b18] πρὸς οὓς δέ, διώρισται δίχα· ὠρισται γὰρ πρὸς τὸ κοινὸν ἢ πρὸς ἓνα τῶν κοινωνούντων, ἃ δεῖ πράττειν καὶ μὴ πράττειν. διὸ καὶ τὰδικήματα καὶ τὰ δικαιώματα διχῶς ἔστιν ἀδικεῖν καὶ δικαιοπραγεῖν; ἢ γὰρ πρὸς ἓνα καὶ ὠρισμένον ἢ πρὸς τὸ κοινόν· ὁ γὰρ μοιχεύων καὶ τύπτων ἀδικεῖ τινα τῶν ὠρισμένων, ὁ δὲ μὴ στρατευόμενος τὸ κοινόν.

Wir wollen alle ungerechten und gerechten Handlungen unterteilen und beginnen zunächst bei Folgendem: Definiert ist das Gerechte und das Ungerechte mit Blick auf die zwei Gesetze und auf die Betroffenen zweifach. Ich nenne Gesetz einmal das je spezifische, einmal das gemeinsame; das je spezifische das bei jedem im Hinblick auf ihn selbst bestimmte, und dies entweder ungeschrieben oder aufgeschrieben, doch das gemeinsame das nach der Natur. Es gibt ja, was alle irgendwie vermuten, von Natur aus ein (allen) gemeinsames Recht und Unrecht, selbst wenn es keinerlei (allen gemeinsame) politische Gemeinschaft untereinander gibt oder einen Vertrag. [... 1373b18] Mit Blick auf die Betroffenen ist es zweifach definiert: Denn bestimmt ist im Hinblick auf das Gemeinwesen oder auf die Einzelperson derer, die das Gemeinwesen bilden, was man tun muss und nicht tun darf. Deswegen ist es auch möglich, dass ungerechte und gerechte Handlungen in zweierlei Weise Unrecht oder Recht sind, entweder nämlich gegenüber einem bestimmten Einzelnen oder gegenüber dem Gemeinwesen. Denn wer Ehebruch begeht und Körperverletzung, tut einem Bestimmten Unrecht, wer nicht in den Krieg zieht, dem Gemeinwesen.

Aristoteles legt eine Folge von Dihäresen und Definitionen vor, bei denen die Kategorie des Rechtmäßigen jeweils noch einmal nach den beteiligten Rechtssubjekten unterteilt wird. Solche Operationen sind bei Aristoteles nicht ungewöhnlich; hier fällt aber auf, dass der Autor sie eigens benennt: In dem kurzen Text begegnen *διέλωμεν/dihelōmen* („unterteilen“), *ὠρισται/hōristai* („Definiert ist“), *λέγω δέ/legō de* („ich nenne“), *ὠρισμένον/hōrismenon* („bestimmt“), *διώρισται δίχα· ὠρισται/dihōristai dica; hōristai* („ist es zweifach definiert: Denn bestimmt ist“), *διχῶς/dichōs* („in zweierlei Weise“). Die vorgeschlagene Taxonomie erscheint besonders explizit, darüber hinaus auch symmetrisch und zweiwertig. Sicher ist Aristoteles zufrieden mit dieser Systematisierung, rechnet mit einem wie auch immer gearteten Autoritäts- oder Reputationsgewinn⁴⁰ und tut deshalb sprachlich einiges dafür, dass sie seiner *persona definiens* zuzurechnen ist. Daneben aber scheint der Text auch nahe-zulegen, dass die Symmetrie des Wissens selbst für seinen Anspruch steht, die Handlungen angemessen systematisiert zu haben. Die sprachliche Präsentation bemüht sich, diese Symmetrie zu unterstreichen. Was ich andernorts als ‚systematicity‘ bezeichnet habe,⁴¹ ist weniger der systematische Charakter dieses Wissens an sich als die Textqualität, die diesen Charakter gleichzeitig beansprucht und verbürgt.

⁴⁰ Die spezielle Art, mit der Aristoteles Konkurrenzunternehmen abkanzelt, liegt darin, sie ausdrücklich zu integrieren: vgl. etwa die Bemerkungen zu Pamphilos und Kallippos (Aristot. *Rh.* 2,23, 1400a4f.), zu Theodoros (ebd. 2,23, 1400b16) und zu Korax (ebd. 2,24, 1402a17) sowie die allgemeine Bemerkung zur Entwicklung der Rhetorik in Aristot. *Rh.* 3,1, 1403b35–1404a1.

⁴¹ Vgl. Asper 2016, 103–105.

Eine der Maßnahmen von ‚systematicity‘ ist es, die Systemstellen des Textes mit denen der Wissensobjekte zur Deckung zu bringen. So behandelt der Autor eines rhetorischen Handbuchs am Ende am besten das Ende einer Rede. In der aristotelischen *Rhetorik* wird ein geradezu doppelbödigter Schluss geboten (Aristot. *Rh.* 3,19, 1420b2f.):

τελευτή δὲ τῆς λέξεως ἀρμόττει ἢ ἀσύνδετος, ὅπως ἐπίλογος ἀλλὰ μὴ λόγος ἢ· εἴρηκα, ἀκηκόατε, ἔχετε, κρίνατε‘.

Zum Schluss passt die unverbundene Art des Stils, damit es ein Schlusswort und nicht ein Argument wird: „Ich habe gesprochen; ihr habt gehört; ihr habt (alle Informationen); urteilt!“

Im Vergleich zu anderen aristotelischen Schriften ist dies ein ungewöhnlicher Schluss.⁴² Hier vollziehen sich eine Reihe von Identifikationen: Das Ende eines Wissenstextes wird mit dem Ende eines der Objekttexte dieses Wissens identifiziert, deshalb auch der Leser des Wissenstexts mit dem Hörer einer öffentlichen Rede und ebenso die agonale Situation der Rede mit der Konkurrenz der Rhetorikhandbücher. Der Leser muss urteilen, denn er ist jetzt im Besitz des Wissens (ἔχετε/*echete*).⁴³ In fast spielerischer Weise identifiziert Aristoteles seine *Rhetorik* mit einer öffentlichen Rede, also den Wissenstext mit seinem Objekt. Derselbe Schluss taugt für beide und setzt damit einen Reflexionsprozess in Gang.⁴⁴

6 Literatur

Allthoff, Jochen (1992): Warm, kalt, flüssig und fest bei Aristoteles. Stuttgart.

Asper, Markus (1997): *Onomata allotria*. Zur Genese, Struktur und Funktion poetologischer Metaphern bei Kallimachos. Stuttgart.

Asper, Markus (2007): Griechische Wissenschaftstexte. Formen, Funktionen, Differenzierungsgeschichten. Stuttgart.

Asper, Markus (2011a): ‘Frame Tales’ in Ancient Greek Science Writing. In: Karl-Heinz Pohl/Georg Wöhrle (Hg.): Form und Gehalt in Texten der griechischen und der chinesischen Philosophie. Stuttgart, 91–112.

⁴² So endet etwa die *Nikomachische Ethik* (λέγωμεν οὖν ἀρξάμενοι/*legōmen oun arxamēnoi*, „beginnen wir also, indem wir darlegen“) als Anfang der *Politik*; die *Physik* endet mit dem Festhalten eines Ergebnisses (φανερὸν οὖν ὅτι/*phaneron oun hoti*, „es ist also deutlich“).

⁴³ Dieses Schlusszitat ist offenbar eine Modifikation des berühmten letzten Satzes von Lysias’ Rede *Gegen Eratosthenes* (Lys. or. 12,100: παύσομαι κατηγορῶν. ἀκηκόατε, ἐοράκατε, πεπόνθατε, ἔχετε· δικάζετε, „Jetzt höre ich mit der Anklage auf; ihr habt gehört, gesehen, empfunden, ihr habt [die Informationen]; richtet!“). Die Modifikationen machen das Zitat aber genereller, d. h. weniger genau auf die Art der Rede des Lysias zugeschnitten. Zur Rede des Lysias vgl. den Beitrag von Thomas Schirren in diesem Band, Abschnitt 5.2.

⁴⁴ Ein vergleichbares literarisches Verfahren finden wir z. B. bei Proust, der seine Recherche mit dem Wort „temps“ enden lässt. Eine Untersuchung zum *closure* von Wissenstexten steht m. W. leider noch aus; vgl. einstweilen Grewing/Acosta-Hughes/Kirichenko 2013.

- Asper, Markus (2011b): Erzählungen in der (griechischen) Mathematik? Ein Survey. Berlin.
- Asper, Markus (2013a): Introduction. In: Markus Asper (Hg.): Writing Science. Mathematical and Medical Authorship in Ancient Greece. Berlin, 1–13.
- Asper, Markus (2013b): Making Up Progress – in Ancient Greek Science Writing. In: Markus Asper (Hg.): Writing Science. Mathematical and Medical Authorship in Ancient Greece. Berlin, 411–430.
- Asper, Markus (2015): (Some) Domains of Metaphor in Hellenistic Literature. In: Markus Witte/Sven Behnke (Hg.): The Metaphorical Use of Language in Deuterocanonical and Cognate Literature. Berlin (Deuterocanonical and Cognate Literature Yearbook, 2014/15), 41–58.
- Asper, Markus (2016): On Systematicity. How to Write (Ancient Greek) Science. In: Trends in Classics 8.1, 103–122.
- Boyd, Richard (1993): Metaphor and Theory Change. What Is 'Metaphor' a Metaphor for? In: Andrew Ortony (Hg.): Metaphor and Thought. Cambridge, 481–532.
- Clark, William (2003): On the Professorial Voice. In: Science in Context 16.1/2, 43–57.
- Corti, Alessandra (1999): Die gesellschaftliche Konstruktion von Autorschaft. Wiesbaden.
- Drewer, Petra (2003): Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens. Zur Rolle der Analogie bei der Gewinnung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Tübingen.
- Flatau, Elke (2015): Der wissenschaftliche Autor. Aspekte seiner Typologisierung am Beispiel von Einstein, Sauerbruch, Freud und Mommsen. Wiesbaden.
- Fleck, Ludwig (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt/M. (zuerst 1935).
- Frede, Michael (2008): Aristotle's Account of the Origins of Philosophy. In: Patricia Curd/Daniel W. Graham (Hg.): The Oxford Handbook of Presocratic Philosophy. Oxford, 501–529.
- Fuhrmann, Manfred (1960): Das systematische Lehrbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften in der Antike. Göttingen.
- Goldhill, Simon (1991): The Poet's Voice. Essays on Poetics and Greek Literature. Cambridge.
- Grewing, Farouk F./Benjamin Acosta-Hughes/Alexander Kirichenko (2013): Introduction. In: Farouk F. Grewing/Benjamin Acosta-Hughes/Alexander Kirichenko (Hg.): The Door Ajar. False Closure in Greek and Roman Literature and Art. Heidelberg, 1–16.
- Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Winko, Simone (2009): Radikal historisiert. Für einen pragmatischen Literaturbegriff. In: Simone Winko u. a. (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin, 3–37.
- Jauff, Hans Robert (1983): *Historia calamitatum et fortunarum mearum* [...]. In: Christoph Schneider (Hg.): Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Weinheim/Basel, 121–134.
- Klinkert, Thomas (2010): Epistemologische Fiktionen. Zur Interferenz von Literatur und Wissenschaft seit der Aufklärung. Berlin.
- Küpper, Joachim (2001): Was ist Literatur? In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 45.2, 187–215.
- Laden, Anthony Simon (2012): Reasoning. A Social Picture. Oxford.
- Lengen, Ralf (2002): Form und Funktion der aristotelischen Pragmatik. Die Kommunikation mit dem Rezipienten. Stuttgart.
- Lowrie, Michèle (2005): Inside Out: In Defense of Form. In: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 135, 35–48.
- Marmodoro, Anna/Hill, Jonathan (Hg.) (2013): The Author's Voice in Classical and Late Antiquity. Oxford.
- Morrison, Andrew D. (2007): The Narrator in Archaic Greek and Hellenistic Poetry. Cambridge.
- Netz, Reviel (1999): The Shaping of Deduction in Greek Mathematics. Cambridge.
- Netz, Reviel (2013): Authorial Presence in the Ancient Exact Sciences. In: Markus Asper (Hg.): Writing Science. Medical and Mathematical Authorship in Ancient Greece. Berlin, 217–253.
- Radermacher, Ludwig (1951): *Artium Scriptores*. Wien (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 227.3).

- Schöning, Matthias/Ingo Stöckmann (2013): System. In: Roland Borgards u. a. (Hg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, 196–201.
- Semino, Elena (2008): Metaphor in Discourse. Cambridge.
- Staden, Heinrich von (1995): Science as Text, Science as History: Galen on Metaphor. In: Philip J. van der Eijk u. a. (Hg.): Ancient Medicine in Its Socio-Cultural Context. Amsterdam, 499–518.
- Steiner, Felix (2009): Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten, Zürich.
- Strube, Werner (2009): Die Grenzen der Literatur oder Definitionen des Literaturbegriffs. In: Simone Winko u. a. (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin, 45–77.
- Rapp, Christof (2002): Aristoteles. *Rhetorik*. Berlin.
- Rimmon-Kenan, Shlomith (2006): Concepts of Narrative. In: Matti Hyvärinen/Anu Korhonen (Hg.): The Travelling Concept of Narrative. Helsinki, 10–19.
- Vogl, Joseph (2011): Poetologie des Wissens. In: Harun Maye/Leander Scholz (Hg.): Einführung in die Kulturwissenschaft. München, 49–71.
- Zelle, Carsten (2013): Medizin. In: Roland Borgards u. a. (Hg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, 85–95.